

«Авария»

Meine Selbstüberschätzung nahm bereits am Flughafen Sheremetyevo ein jähes Ende. Noch bei der Landung malte ich mir aus, wie ich auf dem Weg zur Gastfamilie eine lockere Konversation mit dem Fahrer führen würde. Stattdessen stand ich an einem Schalter und musste den Inhalt meines Rucksacks beschreiben, der leider in Helsinki zurück geblieben war. Was ich stammelte war offensichtlich komplett unverständlich, wie mir die bemitleidenden Blicke der fünf älteren Damen am Computer schonungslos offenbarten. Und es lag das nicht nur daran, dass wir Outodoorausrüstungen im Russischunterricht nie thematisiert hatten. Mir schien, als wäre mir mein Wortschatz nahezu komplett entfallen – ich konnte mich höchstens noch an die Farbe der Karteikärtchen erinnern, auf dem ich ihn verewigt hatte.

Spätestens als sich herausstellte, dass meine Unterlagen mit der Adresse der Gastfamilie ebenfalls noch in Helsinki weilten, war auch den fünf Damen klar, dass wir ohne fremde Hilfe nicht mehr weiter kamen. Glücklicherweise willigten die Pass- und Zollbeamten nach langem hin und her ein, trotz unerledigter Formalitäten den draussen wartenden Fahrer der Sprachschule bei zuziehen. Als wir endlich im Auto sassen, war mir die Lust an russischer Konversation gründlich vergangen.

Der Fahrer brachte mich zu einer Ukrainerin, die mit ihren zwei erwachsenen Söhnen am nördlichen Stadtrand von Moskau wohnte. Jeden Tag brachte sie ihren älteren, blinden Sohn quer durch die Stadt zur Arbeit, und holte ihn abends dort auch wieder ab. Die Moskauer Metro mag ja schönste der Welt sein, für blinde Menschen war sie ein nicht navigierbares Labyrinth. Den Rest des Tages verbrachte sie meist in der kleinen Wohnküche und verfolgte Nachrichten am Fernseher. Der Sender zeigte fast ausschliesslich Unfälle, Überfälle und anderes Schlimmes, bevorzugt aus dem Ausland, welches sie kopfschüttelnd mit «авария» kommentierte — dem italienischen Lehnwort für «Unglück».

Dank dem intensiven Drill der Sprachschule, aber auch weil meine Gastgeberin kein Englisch und ich kein Ukrainisch sprach, erlangte ich meinen Wortschatz schnell zurück und wurde auch etwas lockerer in Konversationen. Die Warnungen des kleinen Reisebüros, welches mir die Platzkart Tickets nach Wladiwostok besorgte, verstand ich zum Beispiel deutlich. Vor der mangelnden Privatsphäre in den offenen Drittklasswagen hatte ich aber wenig Sorgen: ich hatte Russen zwar als schroff erlebt, aber auch als freundlich und offen, sobald man sie kennen lernte.

Und genau so war es dann auch: als einziger nicht Russe im Wagen erregte ich eine angenehme Aufmerksamkeit und hatte ausgiebig Gelegenheit, meine Sprachkenntnisse zu festigen. Nach den ersten paar tausend Kilometern war mein Stapel an Karteikärtchen bereits deutlich gewachsen. Auch hatte ich verstanden, dass ausser mir niemand zum Spass durch Sibirien fuhr - meinen Mitreisenden fehlte schlicht das Geld zum Fliegen.

In Krasnojarsk füllte sich der Zug mit Rekruten, die zum Dienst in den noch fernerer Osten fuhren. Ich kam mit ihnen sofort klar: sie erzählten mir aus ihrem Leben, weihten mich in Kartenspiele ein und verköstigten mich königlich. Im Gegenzug versprach ich Stillschweigen über nicht erwünschte Inhalte ihrer Rucksäcke und warnte sie, wenn ihre Vorgesetzten im Anmarsch waren, was ich von meiner Pritsche zuerst erkennen konnte.

Nach Chabarowsk wurde der Wagen immer leerer. Verblieben waren einige Soldaten, die nach zwei jährigem Dienst endlich nach Hause durften. Aus Murmansk kommend waren sie bereits neun Tage

unterwegs und so nah am ersehnten Ziel auch reichlich nervös. Hat die Freundin auf sie gewartet? Sass die polierte Uniform? Gemeinsam sangen sie schwermütige Lieder, während sie meinen Deo-Spray herumreichten und einzeln vorstellig wurden, um ihr Aussehen von ein Zivilisten, ja einem Europäer geprüft zu bekommen. An jedem Halt gab es lange Umarmungen im Wagen und dann auf dem Bahnsteig, die anhielten, als wir uns schon wieder in Bewegung setzten.

In Erinnerung habe ich aber auch den vielleicht Zehnjährigen, der mit seinem Vater eine Weile mitreiste. Dauern wollte er Schach spielen, was er im Gegensatz zu mir fabelhaft konnte. Während der Partie erklärte er mit Ausdauer, dass ein Krieg mit dem Westen unvermeidlich sei. Nach seiner Auffassung war es genau wie im Schach: die Konfrontation war grundgegeben, auf jeden Zug folgt der kalkulierte Gegenzug, zum Schluss gewinnt entweder Schwarz oder Weiss. «Wenn ein Kampf unausweichlich ist, dann muss man als Erster zuschlagen», wird Putin in einer Biografie zitiert. Meiner freundlicheren Zukunftsvision einer friedlichen Koexistenz, oder gar einer engen Kooperation, konnte er nichts abgewinnen.

Heute, etwas mehr als zehn Jahre später, ist es seine Generation, die an der Grenze zur Ukraine Briefe in die ferne Heimat schickt. Ob ein Remis noch drin liegt? «Авария», denke ich kopfschüttelnd und aus zum Glück sicherer Distanz.

Daniel Wegmann ist Professor für Bioinformatiker an der Universität Freiburg und entwickelt statistische Verfahren, um biologische Prozesse auf Grund grosser Datensätze zu beschreiben. Er hat in Bern und den USA studiert und ist Mitglied einer FN-Autoren-Gruppe, die regelmässig frei gewählte Themen bearbeitet.